Die Brandstifterin.

Von Rudolf Parend k.

Fröhliches Leben herrschte auf dem Rauschbacher Hof, denn Michael Stanislaus Rauschbacher, ein stattlicher junger Mann, feierte heute seine Hochzeit mit Rose Herbst, der hübschen Lehrerstochter aus dem benachbarten Waldrode. Am Vormittag hatte die Trauung in der Dorfkirche zu Wangen stattgefunden. In mit Guirlanden und Blumen geschmückten Booten, vorauf eine Gondel mit Musikanten, war die fröhliche Festgesellschaft über die lichtblaue Fluth des Waldsees dahingefahren zum kleinen Gotteshaus am jenseitigen Ufer. An der Pforte der Kirche hatte sich die Bewohnerschaft von Waldrode und nicht am wenigstens von Wangen selbst versammelt, um Zeuge dieses freudigen „Ereignisses" zu sein, denn die Vermählung des reichsten Mannes auf Meilen in der Runde mit der blutarmen „Schulmeisters Rose" war für die guten Dörfler ein Geheimniß.

Das junge Paar saß unter einem Tannenbaldachin und schien die Umgebung rings zu vergessen. Das bemerkte besonders Raute Möricke, die gluthäugige Tochter des reichen Fischerwirths. Sie hatte die Hoffnung, sich den schmucken Michael Rauschbacher zu erringen, mit aller Leidenschaft in ihrem Herzen genährt. Daß er eine Andere vorzug, war mehr, als sie zu verwinden für dentbar hielt. Ein furchtbarer Kampf tobte in ihrer Brust, eine unfaßbare Fülle von Haß gegen die „Andere", ein Durst nach Rache gegen Michael, ein — ein — — ihr Herz droht zu zerspringen; sie preßt die Hände gegen den wogenden Busen ...

Der Hochzeitszug ist gelandet. Die Orgel erbraust durch das Gotteshaus, das sich nun bis in den fernsten Winkel gefüllt hat. Der Trauungsact ging an. In zu Herzen dringender Rede feiert der Geistliche die schöne Stunde. Klar und fest lautete das „Ja" der holden Braut; kraftvoll ertönte es von des jungen Mannes Munde. Da — ein gellender Schrei, alles drängt nach einer Stelle; eine förmliche Panik entsteht. Raute Möricke ist ohnmächtig zusammengebrochen.

Unter minder fröhlichen Tönen als bei der Hinfahrt geht es zurück nach dem Rauschbacherhof. Rose ist still und nachdenklich geworden, ihr ist nicht wohl, sie kann sich ihres Glücks nicht aus vollem Herzen freuen, seit sie weiß, daß sie gehaßt wird um seines Besitzes willen. Michael aber ist so zärtlich und lieb, daß sie sich schließlich etwas beruhigt. Innig drückt er seinem jungen Weibe die Hand. Vorne schmettern die frohen Weisen in den sonnigen Maientag hinaus. Fröhlich plaudert die Gästeschaar. Am Ufer harrt die jubelnde Menge. Durch eine schnell errichtete Ehrenpforte schreitet das junge Paar und die Gäste, vorauf die Spielleute und fröhlich schmettert es: „Wir winden Dir den Jungfernkranz Aus veilchenblauer Seide ...

* * *

Weit geöffnet sind alle Fenster des geräumigen Hauses, das mitten in blühenden Büschen und rauschenden Bäumen gleichsam wie ein verzaubertes Schloß verborgen liegt. Das Licht fluthet durch den weiten Garten und schimmert auf den leicht bewegten Wellen des Sees. Die Musikanten haben bereits tüchtig aufgespielt und flott haben sich die Paare im Reigen gedreht. Jetzt sitzt man an der reichbesetzten Tafel und die Musikanten oben auf der Estrade, die sich bereits gestärkt haben, geben jetzt ein Concertstück zum Besten.

Tiefe Dunkelheit liegt über den Wipfeln und dem Wasser, die Düfte der Blüthen ziehen darüber hin. Nur ein einsamer Nachen gleitet durch die Wellen und landet am Raschbacherhof. Drinnen im Hause singt man Rundgesänge und bringt Hochs aus. Da plötzlich ein vielstimmiges Geschrei von außen her, markerschütternde Rufe, die Musik bricht mit schrillem Disaccord ab — „Feuer! Feuer!" schallt es in wildem Durcheinander.

Entsetzt stürzt alles an die Fenster. Barmherziger Gott, die hellen Flammen schlagen aus dem Dach der großen Scheune und auch die übrigen Gebäude sind im Nu von dem Feuermeer ergriffen, prasselnd schlägt die Lohe zum Nachthimmel empor, Balken stürzen und in kurzer Zeit der gräßlichsten Verwirrung ist alles dahin; an ein Retten war hier nicht zu denken. Händeringend steht Michael Rachbacher an den rauchenden Trümmern. Er ist wie gelähmt. Dann entringt sich ein furchtbarer Schrei seiner Brust: „Wehe, wer hat mir das gethan!" Sein junges Weib hängt laut schluchzend an seinem Halse.

Da bringen sie ein Weibsbild, das sie aus dem See aufgefischt. Es ist Raute. Sie hat ihr Werk vollbracht und wollte es mit dem Tode sühnen — sie wollte nicht in's Zuchthaus, aber ihn und — sie wollte sie unglücklich wissen. Sie wollte ihnen das „Hochzeitsmahl würzen".

— Aristokratisch ausgedrückt. Dame: „Denken Sie sich, Herr Baron, wie ich höre, soll eine Dame der besten Gesellschaft einen Diebstahl begangen haben!" — Baron: „Aber ich bitte Sie, meine Gnädigste, eine Dame aus der besten Gesellschaft stiehlt nicht, die kann höchstens an Kleptomanie leiden!"

— Boshaft. Unterofficier (zu einem einjährigen Literaten): „Einjähriger, machen Sie nicht ein Gesicht, als sollten Sie gegen einen Feind vorgehen, der sich hinter Papierkörben verschanzt hat!"

— Eingebildete Größe schaut auf uns herab, wahre Größe zieht uns zu sich empor.

Das Wiener Kaffeehaus.

Auf der ganzen Welt hat sich das Wiener Kaffeehaus eingebürgert; aber nirgends, außer in Wien selbst, ist es wirklich ein Kaffeehaus nach dem Herzen der Wiener, weil zu dem Begriffe auch das richtige Land und die richtigen Leute gehören. Schon in der österreichischen Provinz vermißt man einige Charakterzüge des Wiener Kaffeehauses, im Auslande aber findet man in der Regel blos die Aeußerlichkeiten nachgeahmt. Es fehlt dort, wenn man so sagen darf, dem Wiener Kaffeehause der autochthone Geist, der es in Wien mit dem ganzen Zauber der Beschaulichkeit und Behaglichkeit erfüllt, dieser beiden Eigenschaften, welche die aus dem Orient stammende Einrichtung dem Wiener so unentbehrlich gemacht haben. Außerhalb Oesterreichs ist das Wiener Kaffeehaus zumeist verquickt mit anderen ortsüblichen Erfrischungsstätten. Es ist das Kaffeerestaurant. In Wien bietet das Kaffeehaus gleichfalls kalte Küche, Wein, ja sogar auch Bier, wenn der Gast es verlangt. Dennoch bleibt es seinem Charakter als Kaffeehaus treu und will sonst nichts sein als dieses,

Kaffeehaus alten Stils.

vielleicht noch immer unter dem Einflusse der Erinnerung an die Art seiner Gründung. Ein Pole Namens Kolschitzki, der sich während der zweiten Türkenbelagerung wiederholt als Späher den Wienern nützlich gemacht hatte, erhielt zum Danke dafür nach dem Abzuge der Türken die Erlaubniß, die zurückgelassenen Kaffeevorräthe der Bedränger Wiens zur Errichtung eines türkischen Kaffeehauses zu benützen. Zwei Jahrhunderte sind seither vergangen, die Stadt Wien hat die Fesseln ihres Festungsgürtels gesprengt und ist heute eine Großstadt von mehr als anderthalb Millionen Einwohnern geworden. Das Wiener Kaffeehaus hat mit dieser Entwicklung immer gleichen Schritt gehalten. Aus den qualmigen Stuben, die im vorigen Jahrhundert und noch bis in die Mitte des gegenwärtigen hinein die Versammlungsstätten der Kaffeetrinker und Pfeifenraucher bildeten, ist das Wiener Kaffeehaus in der modernen Stadt zu dem nämlichen übermäßigen Luxus vorgeschritten, der die Ueppigkeit unserer Epoche kennzeichnet. Aeltere Wiener erinnern sich noch an das bescheidene „Silberne Kaffeehaus", sogenannt wegen seiner silbernen Tassen, in denen servirt wurde. Hier kamen in den dreißiger Jahren die Häupter der literarischen Bewegung täglich zusammen: Lenau, um Billiard zu spielen;

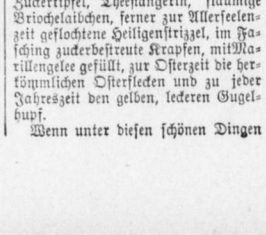
Im Café Habsburg.

Bauernfeld, um das damalige junge literarische Wien mit seinen revolutionären Reden zu befeuern; ferner Grillparzer, der allerdings seltener erschien und dann schweigsam in einer Ecke saß; Anastasius Grün und andere, welche die Führer der heutigen junglitterarischen Bewegung als längst „überwunden" erklärt haben. Zwischen dem „Silbernen Kaffeehaus" und dem späteren Café Griensteidl auf dem Michaelerplatze, das auch noch den behaglichen alten Stil, wenngleich schon ausgedehntere Räumlichkeiten zeigte, lag die Periode der mächtigen Entwickelung Wiens, die jetzt wohl in den modernen Bauten auf ihrem Höhepunkt angelangt ist.

In all' dem Sturm und Drange war das Kaffeehaus immer der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, war sozusagen der Salon für die Wiener, die in ihrem eigenen Hause nicht so gesellig sind wie die Norddeutschen, sondern ihre Empfänge gewissermaßen an einen neutralen Ort zu verlegen lieben, wie das Gast- und das Kaffeehaus. Das letztere sieht in seinen Räumen alle Schichten der Bevölkerung. Es gibt literarische Cafés, Künstlercafés, Schauspielercafés, Kaffeehäuser für die Spießbürger vom Grunde, Kaffeehäuser, wo fast ausschließlich Handelsleute verkehren, Börsencafés, Damencafés u. s. w. Ohne erkennbaren Grund wird manches Kaffeehaus mit Vorliebe erst des Nachts auf dem Heimwege vom Theater oder Restaurant besucht, ein anderes wieder, das bei Tag ganz anständig ist, aus guten Gründen des Nachts gemieden, wenn man sich in Gesellschaft von Damen befindet. Insbesondere für den Junggesellen ist das Kaffeehaus eine zweite Heimath, wenn nicht seine eigentliche Heimath. Es gibt Garçons, die das erste Frühstück im Kaffeehause einnehmen, sich dorthin ihre Briefschaften kommen lassen, des Mittags dort ihren „Schwarzen" trinken und am Abend ihre Schinkenschnitte verzehren. Ja, es ist sogar nicht selten, daß solche eingefleischte Kaffeehausbrüder ihren Schneider oder sonstige Lieferanten in's Kaffeehaus bestellen, in dem sie mehr Stunden des Tages zubringen als in ihrer eigenen Wohnung.

Im Café Lehmann.

Der Reiz des Wiener Kaffeehauses, sein liebenswürdiger Zauber sind auch in der That unleugbar. Immer ist es durchfättigt von einer eigenthümlichen läßigen Behaglichkeit, erfüllt von einer Atmosphäre müßigen Frohmuths, der sich daran genügen läßt, von der Zeitgeschichte aus den Blättern zu nippen und in gedämpftem Tone zu plaudern, wenn es in der Welt draußen donnert. Der Fremde, welcher die Bedeutung des Kaffeehauses für den Wiener kennen lernen will, der muß es in den Frühstunden besuchen, und zwar nicht in der schönen Jahreszeit, sondern an einem grauen, nassen Spätherbst- oder Wintermorgen, wenn der Tag noch ebenso unausgeschlafen ist wie die Menschen, welche frühzeitig ihr Tagewerk zu beginnen haben. Oben am Himmel wallen dicke Nebel, unten auf dem Pflaster dunstet die schmutzige Nässe um die Wette mit dem fauligen Herbstgeruch, den die verwelkenden Blätter des Parkes, die ersterbenden Gräser und Pflanzen der nahen Anlagen ausströmen. Bei solch' schwermüthigem Wetter umspinnt das Wiener Kaffeehaus seine Gäste mit einem ganz unbeschreiblichen Behagen. Durch seine blankgeputzten Spiegelscheiben schimmert das elektrische Licht, mit dem in keinem besseren Kaffeehause gespart wird. Im großen Füllofen flackert ein mächtiges Feuer, und wenn man eintritt, umfängt einen gleich ein appetitliches Duftgemisch von Kaffee, frischem



Am Lesetisch.

Gebäck und von noch jungfräulichem Cigarrenrauch. An den blanken Tischen ist schon alles für die früh aufstehenden Junggesellen bereit, die aus ihren ungeheizten Zimmern mit aufgeschlagenem Kragen dahergelaufen kommen und nach einem warmen Tropfen Kaffee oder Thee lechzen. Diese lieblichen Getränke dampfen unter den kundigen Händen des Feuerburschen in der Kaffeeküche, während auf den verhüllten Billards neben den Kipfelkörben ganze Stöße von Zeitungen liegen, deren kräftiger Geruch nach Druckerschwärze den Frühstücksgästen zu den frischen Kipfeln auch ein frisches Stückchen Zeitgeschichte verspricht. Nach und nach rücken sie nun an, die jungen und alten Hagestolze, meist übellaunig, verschlafen, fröstelnd. Erwärmten sie sich und ihren Humor nicht an der traulichen Kaffeehauspoesie des Morgens, es stünde schlecht um ihre Laune und Arbeitsfähigkeit während des ganzen Tages. Im Gegensatze zu dem geselligen Triebe am Abend setzt sich jeder womöglich allein an ein Tischchen und greift nach seinem Lieblingsblatte, das der aufmerksame Marqueur bereits vor ihm hingelegt hat.

Und wie da dem Geschmacke und den Gewohnheiten des Gastes Rechnung getragen wird, welche sinnreichen Combinationen blos beim Kaffee allein möglich sind! Abgesehen von den drei quantitativen Unterscheidungen, nämlich Schale, Glas oder Portion, erhält man den Kaffee in folgenden Gestalten: eine Schale, sehr heiß, mit viel Haut; eine Schale Gold ohne alles; eine Melange mit Schlagobers; einen Kapuziner mit einem Stück Zucker

In der Kugel.

mehr; einen Lichtbraunen in der Theeschale; einen Schwarzen im Wasserglas ohne Zucker; einen Nußbraunen mit Cognak; eine Schale Schwarzen mit zwei Gläsern Wasser etc. etc. —, lauter anmuthige Variationen über das eine würzige Thema: Kaffee. Nun kommt aber noch die Wiener Gebäcksymphonie dazu: resche, warme Kaiserkommeln, mürbe Kipfel, Baunzerln, Wasserkipfel, Milchbrot mit Rosinen, Zuckerkipfel, Theestangerln, flaumige Briochelaibchen, ferner zur Allerseelenzeit geflochtene Heiligenstrizzel, im Fasching zuckerbestreute Krapfen, mit Marillengelee gefüllt, zur Osterzeit die herkömmlichen Osterflecken und zu jeder Jahreszeit den gelben, leckeren Gugelhupf.

Wenn unter diesen schönen Dingen in den Morgenstunden tüchtig aufgeräumt worden ist, so werden sie am Nachmittage für die „Jause" wieder reichlich ersetzt; denn nun rücken in vielen Kaffeehäusern die Frauen an, welche zwischen vier und sechs Uhr Nachmittags ihre Besorgungen unterbrechen, um im Kaffeehause den von ihnen so geliebten Kaffee einzunehmen.

Namentlich während des Winters und an Sonntagen wimmelt es in den Kaffeehäusern von Frauen, welche die illustrirten Journale durchfliegen, während ihre Gatten in den Spielzimmern eine Tarockpartie machen. Vom Kaffeehause aus wird dann in's Theater oder mit guten Bekannten ins Gasthaus gegangen. Und auf dem Rückwege vom Gasthause wird abermals im Kaffeehause eingekehrt, um noch ein Stündchen zu verplaudern, ehe die heimathlichen Penaten aufgesucht werden. So bildet das Wiener Kaffeehaus stets wichtige Stationen auf dem täglichen Lebenswege der Wiener Bevölkerung.

Wien bei Nacht hat auch seine eigenen Kaffeehaustypen. Wer spät nach Mitternacht vom Schottenring über die Freyung zur inneren Stadt wandert, der sieht das Café „Zur Kugel" Am Hof hell erleuchtet und dicht besetzt. Dieser Andrang währt bis weit in den

Tschecherl.

Morgen hinein. Es sind die Kräutler und Kräutlerinnen, die zu vielen Hunderten den nahen Gemüsemarkt beschicken und um diese Zeit bereits frühstücken. Diese braven Leute geben mit ihrer stillen Emsigkeit dem Café ein anderes Gepräge, als einige Gassen weiter das nächste, von fragwürdigem Gesindel besuchte „Tschecherl", das den Abschaum der Großstadt beherbergt, oder das elegante Nachtcafé, in dem sich die Lebewelt bei den Weisen einer Zigeunerkapelle herumtummelt.

Zur Sommerszeit gewinnen natürlich die Kaffeehäuser im Prater, dann der Kursalon im Stadtpark besondere Bedeutung, wie überhaupt jedes, das einen sogenannten Vorgarten besitzt, bestände er auch nur aus einigen transportablen Epheustöcken. Der Wiener Volksmund hat längst die Formel für dergleichen Kaffeehausgärten gefunden: „Schani, trag den Garten auff!"

Billiges Verlangen.

„Nicht wahr, Adele, wenn Du mich wieder vor den Dienstboten schimpfst, so thu' es doch, bitte, auf französisch, damit sie es nicht verstehen!"

Durch die Blume.

Studiosus: „Sag' 'mal, Onkelchen, möchtest Du nicht meinem Geldbriefträger 'mal so recht imponiren!"

— Hübsche Dauer. Richter (zum Kläger): „Also gerade als Ihnen Ihre Frau eine Gardinenpredigt hielt, muß der Einbruch in Ihrem Hause geschehen sein — um welche Zeit war das?" — „So von eins bis zwei!"

— Boshaft. Gattin: „Wir werden die Frau Registrator in unser Kaffeekränzchen aufnehmen."—Gatte: „Sie hat ihren Probeklatsch also bestanden?"

— Ein Stoiker. „Aber wie magst Du nur ein so gleichgiltiges Gesicht hinmachen, Seppel, nachdem man Dir das Hintertastell so verfohlt hat?" — „Nun, soll ich mich etwa viel darum bekümmern, was hinter meinem Rücken vorgeht?!"

— Ein Muster für Politiker. Alter Deputirter: Ja, liebes Kind, die politische Laufbahn ist eine schwierige und dornenvolle." — Junge Gattin: „Für Dich vielleicht, weil Du zu wenig Ehrgeiz besitzt! Warum nimmst Du Dir nicht ein Beispiel, sagen wir an Gambetta? Der war in Deinem Alter schon todt!"

Filipinos in Louisiana.

Es dürfte nur wenig bekannt sein, daß schon seit einer langen Reihe von Jahren in den Ver. Staaten sich auch Filipino-Niederlassungen befinden. Dieselben sind im Staate Louisiana belegen und zwar an der Mündung des Mississippi, wo Hunderte winziger Inselchen sich nur wenige Fuß über den Gewässern des Golf von Mexico erheben. Die auf der Westseite des Delta in der kleinen Bai Barataria und nördlich von der berühmten Grand Isle belegenen Inselchen dienen den Wettern des „Exzebellen" Aguinaldo als Wohnstätten und weitere Filipinos beherbergt die Barataria-Gruppe auf der Ostseite des Delta. Auf der größten Insel dieser Gruppe, welche den Namen Clarkcheniere führt, befindet sich die bedeutendste Niederlassung von Filipinos, welche überall am Golf Manilamänner genannt werden. Nach ihren eigenen Mittheilungen haben sich die ersten Filipinos dort vor etwa 75 Jahren niedergelassen und zwar waren dies entlaufene Matrosen, die auf Sklavenschiffen gedient hatten und des Lebens an Bord der Seelenverkäufer müde geworden waren. Die schwer zugänglichen Inseln im Mississippi-Delta mit ihrem subtropischen Klima boten den entlaufenen Matrosen nicht nur sichere Zufluchtsstätten, sondern hatten mit ihrer Heimath im fernen Orient auch so viel gemeinsam, daß die braunen Tropenföhne dort für immer verblieben. Noch heute finden sich unter den ältesten „Manilamännern" einige Greise, die als Knaben dorthin gekommen sind und zu den ersten Mitgliedern gehören. Vor etwa einem halben Jahrhundert wurde Grand Isle, wo einst der berühmte Seeräuber Lafitte mit seinen Halsabschneidern viele Jahre lang hauste, von Filipinos besiedelt. Von den Elementen hatten sie viel Ungemach zu leiden und im Jahre 1856 ergossen sich bei einem furchtbaren Orkan die Meeresfluthen über eine ganze Anzahl der niedrigen Inselchen, dieselben mit allem Leben vollständig zerstörend. So wurde Last Isle voll-

Musikaufführung.

ständig überfluthet und ihre 400 Bewohner starben eines elenden Todes. Nachdem die Wuth der entfesselten Elemente sich gelegt hatte, war in der Wasserwüste weder eine Spur der Insel noch ihrer Bewohner zu sehen. Diese furchtbare Katastrophe diente den überlebenden „Manilamännern" zur Warnung, sie verlegten ihre Wohnstätten etwas näher an das Festland und ließen sich auf der Cheniere Caminado genannten Insel nieder. Dieses Eiland war etwas höher als die Nachbarinseln und mit mächtigen Eichen bedeckt. Dort nun bauten die überaus genügsamen Leute ihre primitiven Hütten, ja im Laufe der Jahre waren sie im Stande, ein Kirchlein sowie eine Schule zu errichten und die Grundlagen zu einem organisirten Gemeinwesen zu legen. Da kam eine zweite Heimsuchung über sie. Im Jahre 1880 brachen die Elemente von Neuem los; von dem Sturm getrieben, ergossen sich die Meeresfluthen fast über die ganze Insel und ca. 800 Menschen, beinahe die Hälfte ihrer Bewohner, ertranken in einer einzigen Nacht. Weitere Orkane, die große Verluste an Menschenleben im Gefolge hatten, schlossen sich an diese Katastrophe. Daß diese furchtbaren Erfahrungen die Ansiedler mit Angst und Schrecken erfüllten, konnte wohl nicht Wunder nehmen, und mit abergläubischer Furcht blickten sie auf die Inseln, wo sie der Wuth der Elemente schutzlos preisgegeben waren. Allmälig verließen sie ihre alten Niederlassungen, um sich auf den sumpfigen Inselchen in der geschützten Bai von Bataria und den schmalen Strei-

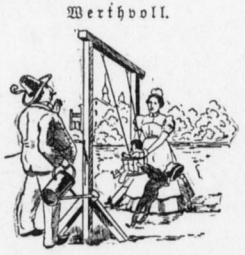
Filipinohütte.

fen Landes an den Bayous, deren Wasser unter Myriaden von Wasserlilien förmlich verschwinden, neue Wohnstätten zu suchen. Dort findet man überall, in dem hohen Sumpfgrase und unter der zeitweise mit tropischer Ueppigkeit sich entwickelnden Vegetation halb versteckt, die überaus primitiven Hütten aus Palmetto und Stroh, in denen die nur halbcivilisirten „Manilamänner" ihr Dasein in stiller Bedürfnißlosigkeit verbringen. Mit Fremden halten sie keine Gemeinschaft und um die Ereignisse der Welt kümmern sie sich blutwenig. Von Natur vorzügliche Fischer, genügen ihnen ihre Boote und Netze, um ihren frugalen Lebensunterhalt dem Wasser abzugewinnen. Von „Schulweisheit" ist unter ihnen keine Spur zu finden, wiewohl sie von der Natur mit mehr Intelligenz begabt sind, als manch' andere Angehörige unserer buntscheckigen Bevölkerung. Unter sich bedienen sie sich ausschließlich der spanischen Sprache, doch können sie sich auch auf Englisch leidlich verständlich machen. Die meisten Sitten ihrer fernen Heimath haben sie beibehalten, doch in der Kleidung sich den Delta-Creolen der niederen Schichten vollständig assimilirt. Fische, Austern und andere Seethiere dienen ihnen nicht blos zur eigenen Nahrung, sondern auch zum Handelsartikel; namentlich unterhalten sie in diesen einen lebhaften Handel mit New Orleans. Als bemerkenswerth muß die Thatsache gelten, daß es in keiner Niederlassung der „Manilamänner" auch nur eine einzige Frau gibt, die von

Dewey Avenue.

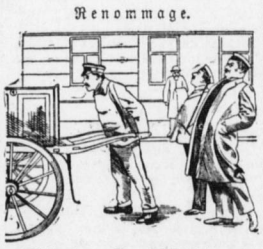
den Philippinen stammt. Fast alle sind mit spanischen und französischen Creolinnen verheirathet und in einzelnen Fällen haben sie Weiber aus der Negerbevölkerung genommen. Clark Cheniere, die größte Niederlassung, ist eine Insel, die sich im Besitze eines weißen Bewohners von New Orleans befindet, und dieser erhebt von den Ansiedlern einen geringfügigen Grundzins, der zwischen $1.50 und $5 variirt. Weder eine Kirche noch eine Schule gibt es in Clark Cheniere oder einer anderen Filipino-Niederlassung und die dunkelhäutigen und schwarzäugigen Kinder wachsen heran, ohne selbst die Geheimnisse des ABC kennen zu lernen. Als Bewohner des Staates Louisiana haben die „Manilamänner" Anspruch auf die Errichtung öffentlicher Schulen und ein wohlmeinender Bürger that sein Bestes, um die Leute zur Stellung entsprechender Anträge bei der Regierung zu bewegen. Seine Bemühungen blieben aber ohne Erfolg und schließlich gab er dieselben auf. Die Charaktereigenschaften der Filipinos sind recht gut und Verbrechen sind unter ihnen so gut wie unbekannt; etwaige Streitigkeiten schlichten sie, ohne Gerichte oder sonstige Behörden anzurufen. Ihr Hauptvergnügen, das oft freilich zum Laster wird, ist das Spiel. In der Mitte der Niederlassung befindet sich ein Gebäude, wo sich die Männer allabendlich nach gethaner Arbeit versammeln, um zu spielen und meist nicht eher aufzuhören, als bis der letzte Nickel futsch ist. Auch der Musik sind sie hold; freilich kann man von den Naturkindern, die keine Noten kennen, nichts Anderes als primitive Productionen erwarten. Wie alle Orientalen sind die Filipinos überaus mäßig und Fälle von Trunkenheit überaus selten. An den kriegerischen Ereignissen des Vorjahres nahmen die Leute, die ohne Ausnahme von grimmigem Hasse gegen die Spanier beseelt sind, lebhaftes Interesse und ihrer Verehrung für den Admiral Dewey, der die Philippinen von dem spanischen Joche befreite, gaben sie dadurch Ausdruck, daß sie der Hauptstraße in Clark Cheniere, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, den Namen Dewey Avenue beilegten. Ueber die gegenwärtigen Kämpfe auf den Philippinen schweigen sie sich aus.

Werthvoll.



Bankier (zur Wärterin, welche das kleine Kind schaukelt): „Nur ja recht vorsichtig, Bertha, bedenken Sie, es ist eine halbe Million, die Sie da schaukeln!"

Renommage.



Student: „Du, Süfferl, da wird eine große feuerfeste Kasse transportirt — gehen wir hinterdrein, das wird den Leuten imponiren!"

— Der kleine Schwerenöther. Lehrer: „Nun, kannst Du nicht antworten, Fritz?" — Fritz: „Der Herr Lehrer hat doch neulich selbst gesagt: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold."

— Dankbarkeit. A.: „Warum ziehst Du denn vor diesem Herrn Deinen Hut so tief?" B.: „Na, weißt Du, der hat einmal meine Erbtante sitzen lassen."

— Stimmt doch! Schwiegersohn: „Sie sagten mir doch, daß ich mich verwundern werde über die Mitgift, die Ihre Tochter mitbekomme — und nun ist sie ganz leer ausgegangen!" — Schwiegerpapa: „Nun, verwundern Sie sich darüber vielleicht nicht?"

Naturwunder.

Fremder (in einer Universitätsstadt): „Erlauben Sie, Herr Wirth, was hat denn jener Herr dort für eine eigenthümliche Nase?"

Wirth: „Ja, das ist der Studiosus Haumüller, dem haben sie nach der letzten Mensur eine künstliche Nase von Hühnerfleisch angesetzt; jetzt wachsen ihm eben Federn d'rauf!"

Ein Herkules.

„... Was unterstehen Sie sich, mein Herr!"

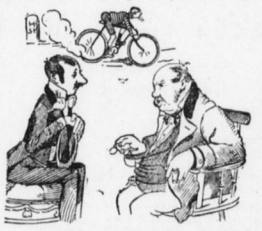
„Pardon, ich wollte nur 'mal nachsehen, ob Sie vielleicht auf meinem Hut sitzen!"

Aus der guten alten Zeit.

Der Rekrut Schmirle, welcher auf Urlaub war, bringt seinem Feldwebel einen riesigen Blumenstrauß aus der Heimath mit.

Feldwebel: „Kerl, seine Eltern glauben wohl, ich sei ein Ochs!"

Kleines Mißverständniß.



„Also, Sie wollen meine Tochter? Sagen Sie 'mal, junger Mann, was haben Sie denn die letzten Jahre so zurückgelegt? Ich meine, im Durchschnitt!"

„Siebentausendachthundertvierundfünfzig Kilometer, Herr Huber!"

Im Zorn.

Herr Huber kommt erst um zwei Uhr zum Mittagessen. Seine Frau schimpft ihn gehörig aus. Zum Schluß wendet sie sich auch an seinen Hund, der ihn begleitet hat: „Und Du, Rabenvieh, mußt auch so lang' ausbleiben!"

Verlorene Liebesmühe.

„Du kommst aus dem Examen, Spund?"

„Ja . . denke Dir, drei volle Stunden haben mich die Kerls geprüft."

„Na . . . und?"

„Alles vergebens!"

— Kasernenhofblüthe. — Unterofficier: „Rekrut Dämelmann, Sie passen in die Uniform, wie die blaue Blume der Romantik in den Käseladen."